

Leseprobe

JULIA SCHÖNBECK

NICHT OHNE UNS

Warum eine inklusive Kirche
mehr braucht als Rollstuhlrampen

Die Bibelzitate sind entnommen aus:

Dr. Ulrike Bail / Frank Crüsemann / Marlene Crüsemann (Hrsg.),
Bibel in gerechter Sprache © 2006 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen,
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Andreas-Bräm-Straße 18/20, 47506 Neukirchen-Vluyn,
info@neukirchener-verlage.de Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.grafikbuero-sonnhueter.de,
unter Verwendung von Bildern von Max Engine, Skylines (shutterstock)

Lektorat: Anna Böck

Satz: publish4you, Roßleben-Wiehe

Verwendete Schrift: Acumin Pro Condensed, Scala Pro, Scala Sans Pro

Gesamtherstellung: Drukarnia Dimograf Sp. z o.o., Bielsko-Biala

Printed in Poland

ISBN 978-3-7615-7030-2 Print

ISBN 978-3-7615-7031-9 E-Book

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Vorwort	9
Der Finger in der Wunde: Die Geschichte des ungläubigen Thomas	13
Einleitung	19

1. Teil: Grundlagen und Geschichte

Inklusion, Behinderung und Barrierefreiheit: Begriffsklärung und die Bedeutung von Sprache	27
Wo liegt eigentlich Hadamar? Die gewaltvolle Vergangenheit und unsere heutige Verantwortung	47
Die UN-Behindertenrechtskonvention	55

Teil 2: Ableismus

Ableismus und strukturelle Diskriminierung: Unconscious bias und Behinderung	59
Zwischen Stolz und Dankbarkeit: Internalisierter Ableismus und Selbstwahrnehmung	63
Menschenrechte: Warum Inklusion keine Freude machen muss	71

3. Teil: Theologie und Kirche

Von Wunden zu Wundern: Macht und Selbstbestimmung in Heilungsgeschichten	79
Einfach Ebenbild? Ein inklusives christliches Menschenbild	87
Kann ein Gebet diskriminieren? Ein Beispiel für christlichen Ableismus	93
Nächstenliebe und Gerechtigkeit	97
Die Schönheit inklusiver Theologie	101
Wir sind Kirche! Intersektionale Verbundenheit	105

4. Teil: Praxis und Ausblick

Inklusive Kirchenentwicklung: Das Kreativitätspotenzial von Inklusion	115
Mein Traum, Pastorin zu werden	119
Im Schmerz geboren (Gastbeitrag von Lena Müller)	125
Vom Mythos der Schutzräume: Sonderorte für Menschen mit Behinderung	139

Inklusion als Qualitätsmerkmal: Konkrete Tipps für die Praxis	149
Lauter leise Stimmen: Ausblick, Hoffnung und Utopien ..	163

Anhang

Zum Weiterlesen: Literatur- und Linktipps	167
---	-----

Der Finger in der Wunde

Die Geschichte des ungläubigen Thomas

Thomas, der Didymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. (JOHANNES 20,24–29)

Er hatte es verpasst. Alle sprachen davon und er hatte es verpasst, hatte das Gefühl, nicht mitreden zu können. Mal ehrlich: So ganz glauben konnte er es nicht. Aus seiner Sicht klang das doch alles eher unglaubwürdig und fern von allem, was er jemals erlebt hatte. Er musste es mit eigenen Augen sehen, er wollte es sehen und fühlen und seinen Finger selbst

in die Wunde legen, um das Ausmaß zu begreifen. Für ihn hatte das nichts mit fehlendem Vertrauen zu tun, er hielt sich für objektiv. Sein Blick von außen war doch sachlich und neutral.

Die Geschichte des ungläubigen Thomas hatte ich schon oft gehört und entdeckte plötzlich eine neue Perspektive darin. Ich las sie im Kontext von Diskriminierungserfahrungen und aus Jesu Perspektive. Jesus begegnet Freund*innen aus seiner Vergangenheit. Sie erkennen ihn zunächst nicht, er hat sich verändert durch das, was geschah. Er offenbart sich als der Auferstandene, indem er ihnen die Wunden, die Narben an seinem Körper zeigt. Sie bezeugen, was geschehen ist. Sie sind sicht- und greifbare Beweise. Er ist verwundet auferstanden. Thomas kann es nicht glauben. Er braucht den Beweis, er muss die Wunden sehen, berühren, um Jesus zu glauben. Sein Berühren reicht ihm nicht: Heute würden wir das wohl übergriffig nennen.

Wenn wir über Verletzungen, über *Diskriminierung* sprechen wollen, ist es wichtig und notwendig, Betroffenen zuzuhören und ihnen zu glauben. Wir brauchen ihre Erfahrung, ihre Expertise und ihre Geschichten, um gemeinsam zu lernen und nachhaltige Veränderungen zu bewirken.

Von der lateinischen Bedeutung her geht es um die Unterscheidung aufgrund meist äußerlicher Merkmale. Wer diskriminiert, betont eine Andersartigkeit, um das Gegenüber herabzusetzen und sich selbst abzugrenzen. Dabei hat Diskriminierung immer auch eine systematische, strukturelle Ebene. Verschiedene Formen der *Diskriminierung* können sich überschneiden.

Meine Entscheidung, von alltäglicher Diskriminierung zu berichten, war und ist keine leichte. Davon zu erzählen, meine persönlichen Verletzungen sichtbar zu machen, das macht mich verletzlich. Ich überlege sehr genau, ob ich für die Reaktionen, die mögliche Abwehr und erneute Diskriminierung Energie habe. Ich entscheide sehr bewusst, in welchem Kontext ich persönlich erzähle und wann nicht. Ich musste erst lernen „Nein“ zu sagen, lernen, dass ich niemandem Rechenschaft und Auskunft schuldig bin, weder über Diskriminierungserfahrungen noch über Diagnosen. Als behinderte Frau ist dies jedoch eine alltägliche Erfahrung: Immer wieder verlangen Menschen Erklärungen und fragen nach medizinischen Details, manchmal im Sinne einer Rechtfertigung, wenn ich Barrierefreiheit einfordere, manchmal wohl schlicht aus Neugierde. Es klingt für Außenstehende schwer vorstellbar, doch es ist mit sichtbarer Behinderung Alltag, sowohl an der Baumarktkasse nach Diagnosen gefragt zu werden als auch öffentlich vor dem Hörsaal in der Universität. Übergriffige Fragen und Rechtfertigungsgrund: Jesus, I feel you. Jesus entscheidet sich, die Situation zwar anzusprechen (V. 29), lässt Thomas aber gewähren. Hier unterscheidet sich meine Erfahrung dann doch: Ich kenne die Fragen, das Anzweifeln, doch ich habe mir auch mühsam erarbeitet, nicht alle Fragen beantworten zu müssen. Wichtig ist mir: Ich entscheide, wann ich die Narben in meinen Händen zeige, wann ich selbst den Finger in die Wunde lege und wann nicht. Und ich wünsche mir, ich wünsche mir so sehr, dass wir anfangen, Menschen ihre Erfahrungen zu glauben. Betroffene Personen entscheiden, wann etwas diskriminierend ist, egal wie es gemeint war. Wir müssen *Rassismus und Sexismus, Klassismus, Queer-Feindlichkeit und Ableismus* benennen können, ohne uns dafür rechtfertigen zu müssen und plötzlich selbst auf der Anklagebank zu sitzen.

Rassismus ist die Diskriminierung aufgrund einer erfundenen Rassenlehre, die Menschen in Gruppen mit unterschiedlichem Wert einteilt. In der Geschichte stützte er u. a. Kolonialismus und Versklavung Schwarzer Menschen und BIPOC und hat bis heute Einfluss auf die Gesellschaft in Deutschland und auf der ganzen Welt.

Sexismus ist die Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes.

Klassismus ist die Diskriminierung aufgrund der Einkommensstufe, des Wohlstands, der sozialen Herkunft und des Bildungsgrades.

Queer-Feindlichkeit ist die Diskriminierung aufgrund geschlechtlicher Identität oder sexueller Orientierung. Menschen, die sich nicht nach einer gesellschaftlichen Norm von Mann und Frau einteilen lassen, werden ausgeschlossen und angefeindet.

Ableismus ist Diskriminierung von Menschen mit Behinderung und/oder chronischer Krankheit. Er knüpft den Wert eines Menschen an eine körperliche Norm und dessen Leistungsfähigkeit.

Ich kann Menschen akzeptieren und ihre Erfahrungen ernst nehmen, ohne sie nachfühlen zu können. Ich werde nie wissen, wie es sich anfühlt, negativ von Rassismus betroffen zu sein. Ich werde nie wissen, wie es sich anfühlt, wenn dir die Gesellschaft das falsche Geschlecht zuweist. Ich muss es nicht wissen. Ich kann denen glauben, die es erleben, und mich dafür einsetzen, dass die Diskriminierung abgebaut wird – in der Gesellschaft und in meinem eigenen Denken und Handeln. Empathie funktioniert nur, wenn wir verstehen, dass Erfahrungen individuell sind, wenn wir unsere Privilegien reflektieren, statt vorschnell davon zu sprechen, wir seien alle gleich. Wir sind nicht gleich, aber gleich wertvoll.

Menschen, die von solchen Erfahrungen berichten und Kirche und kirchliche Machtstrukturen kritisieren, die tun dies nicht, um der Kirche zu schaden oder weil sie ihnen egal ist. Sie tun es aus tiefer Loyalität, weil ihr Herz an dieser Kirche hängt. Sie bleiben, lassen nicht locker, weil sie Hoffnung haben und an eine bessere Zukunft glauben.

Thomas, das kannst du mir glauben.

Mein Traum, Pastorin zu werden

In der 10. Klasse habe ich erkannt: Ich möchte Pfarrerin werden. Ich habe das Gefühl, es war kein Beschluss. Irgendwann war der Gedanke da und es fühlte sich einfach genau richtig an. Ich war sicher: Das ist es. Das macht mich glücklich. Darin bin ich gut. Da gehöre ich hin. Ich habe in den Jahren danach Seminare der Nachwuchsförderung besucht und mich letztlich nach einem FSJ für das Theologiestudium eingeschrieben. Ich war nicht naiv. Ich war mir bewusst, dass Kirche nicht immer eine leichte Arbeitgeberin ist und Pfarrer*innen mit vielen verschiedenen Erwartungen jonglieren.

Vom Studieren hatte ich keine Ahnung, niemand in meiner Familie hatte vorher studiert. Meine Studienstadt kam mir riesig vor. Im ersten Semester aßen eine Freundin und ich in der Mensa ausschließlich Nudeln von der Selbstbedienungstheke. Wir wussten nicht, wie das mit den Menüs funktioniert und es war schon genug anderes neu. Also aßen wir einfach Nudeln. Theologie war eine neue Welt. Umgeben von Menschen, die mich nicht komisch fanden, weil ich freiwillig in eine Kirche ging. Mindblowing. Ich fühlte mich frei. Gleich im ersten Semester startete ich mit Hebräisch. Diese Sprache war so völlig anders als alle, die ich kannte. Das faszinierte mich. Ich entdeckte mein ausgepräg-

tes Talent für lustige Übersetzungsfehler, bestand aber die Prüfung.

Noch vor Beginn des zweiten Semesters hatte ich erste Symptome und wenige Wochen später einen Termin bei einer Fachärztin. Er dauerte etwa 15 Minuten inklusive Blutabnahme. Am Ende stand ich da mit der Diagnose einer chronischen Krankheit, einem Rezept und einer Infobroschüre. Ich ging mit einer Freundin erst einmal Eis essen. Ein großes Spaghetti-Eis. Niemand bereitet dich auf so eine Situation vor.

Seit dem zweiten Semester lebe ich nun also mit dieser chronischen Krankheit, die im Laufe einiger Jahre eine Behinderung mit sich brachte und Fragen, die ich mir und anderen zuvor nicht hatte stellen müssen. Ändert das etwas an meinem Wunsch, Pastorin zu werden? Ändert das etwas an meinen Chancen? Das sind zwei verschiedene Fragen: eine ganz persönliche, eine strukturelle.

In der Theorie ist fast alles möglich. Natürlich kann ich Pastorin werden, heißt es. Aber Fragen z. B. nach Barrierefreiheit beantwortet zu bekommen, ist dann doch schwierig. Sie sind nicht vorgesehen, nicht mitgedacht. Ich finde online keine Informationen über die Zugänglichkeit des Predigerseminars. Ich bin unsicher, was die mögliche Ablehnung meiner Verbeamtung bedeuten würde. Ich weiß nicht, welche Rücksicht bei der Stellenvergabe auf Bedarfe genommen wird. Auf meine Frage hin nach einem Beauftragten für Inklusion werde ich an die Diakonie verwiesen. Die Gleichstellungsbeauftragte kennt sich nur mit der Gleichstellung von Mann und Frau aus. Mails mit persönlichen Informationen und Fragen werden ohne Erlaubnis weitergeleitet. Ich stelle mir die Frage: Welche Kämpfe will ich führen? Ist es das wert?

Doch diese strukturellen Fragen waren es nicht, die meine Entscheidung ins Wanken brachten. Sie kamen mir lösbar vor, wenn auch nicht einfach.

Im letzten Sommer war ich auf einer größeren Familienfeier. Viele der älteren Damen fragten meine Schwester aus. Wie läuft die Arbeit? Hast du eine Beziehung? Willst du mal heiraten? Sie war schnell genervt und das konnte ich gut verstehen. Solche Fragen haben meistens einen Unterton. Doch was mich noch viel mehr traf, war die Tatsache, dass mir diese Fragen nicht gestellt wurden. Ich wurde nach meinem schweren Schicksal gefragt. Ich war nur noch bemitleidenswert. Ich bekam gar nicht die Chance, vom Studium, dem Buchschreiben oder der Arbeit zu erzählen. Ich begann, mir Gedanken zu machen, ob es in meiner Gemeinde auch so sein würde. Könnte ich Seelsorgerin sein, als Pastorin ernst genommen werden, wenn mich viele Menschen hinter der Behinderung kaum noch sehen können? Wie viel Energie würde es brauchen, dagegen anzukämpfen? Und könnte ich diese Energie an anderer Stelle vielleicht sinnvoller nutzen?

Wenn ich mir das verbreitete Bild von Pfarrpersonen so anschau, scheinen sie echte Übermenschen zu sein. Die Arbeitszeiten sind unbegrenzt genauso wie die Vielfalt der Aufgaben und benötigten Kompetenzen. Diese Vielfalt bringt natürlich Gestaltungsfreiräume mit sich, aber sie fordert auch stark heraus und viele geraten an ihre Grenzen. Grenzen, die sie selber setzen müssen, weil es niemand für sie tut. Ich frage mich, wie Menschen mit Behinderung oder chronischen Krankheiten diesem Erwartungsdruck standhalten sollen. Menschen mit Behinderung sind nicht grundsätzlich weniger leistungsfähig als andere, das wäre eine pauschale Annahme, die nicht zutrifft. Es braucht in einer inklusiven Arbeitswelt und Kirche flexible Arbeitszeitmodelle und Beteiligungsformen, egal ob im Ehren-

amt oder als hauptberuflich Tätige. Alle Menschen im Pfarramt bringen unterschiedliche Talente, Kompetenzen und Interessen mit, die ihre Arbeit prägen oder prägen sollten. Spezialisierungen zu ermöglichen, unterschiedliche Arbeitsweisen zu respektieren und zu fördern, verschiedene Arbeitszeitmodelle anzubieten – all das kann es für Menschen mit Behinderung oder chronischer Krankheit leichter machen. Wichtig ist dabei, Menschen das Gefühl zu vermitteln, dass ihre Behinderung nicht nur aus einer Problemsicht betrachtet wird. Behinderung ist ein Teil menschlicher Erfahrung. Wir brauchen Seelsorger*innen und andere Mitarbeitende mit Behinderung, weil sie eine wichtige Perspektive mitbringen, die uns bisher noch häufig fehlt. Wenn wir an einer inklusiven Kirche arbeiten wollen, brauchen wir ihre Expertise. Auch unsere Ausbildungswege sollten wir deshalb genau überprüfen. Wie zugänglich sind sie? Welche Hürden gibt es? Wo können wir transparenter kommunizieren und Barrieren abbauen, damit sich mehr Menschen kirchliche Berufe zutrauen können? Kirche ist als Arbeitgeberin für diese Rahmenbedingungen zuständig. Die Verantwortung sollte nicht bei den Bewerber*innen abgeladen werden.

Inklusion ist erst dann gegeben, wenn wir von Menschen mit Behinderung nicht nur als Teilnehmenden und Hilfsempfänger*innen ausgehen, sondern sie als aktive Mitgestaltende einbeziehen und an Leitungsarbeit beteiligen. Wir müssen offen dafür sein, von ihnen zu lernen und mit ihnen an Veränderungen zu arbeiten, statt immer nur im „Für sie“ zu verbleiben. Wenn ich eine Kirche besichtige, vermittelt sie mir ein bestimmtes Bild. Ich komme häufig stufenfrei hinein bis zu den Bänken. Wer einen Rollstuhl nutzt, sitzt außerhalb der Gemeinde: entweder im Gang oder vor der ersten Reihe. Ich komme jedoch in den seltensten Fällen stufenfrei zum Altar oder bis ans Pult, geschweige denn auf die Kanzel. Als Teilneh-

merin komme ich also meistens noch klar. Als Pfarrerin werde ich nicht mitgedacht. Diese Stufen sind wie ein Schild, auf dem steht: Du bist nicht willkommen. Bleib, wo du bist. Das klingt hart und ist nicht die Absicht der Gemeinden. Die Stufen sind älter als alle, die heute in unseren Gemeinden aktiv sind. Wir haben sie nicht selbst gebaut, sondern geerbt. Und doch sind sie da und werden selten hinterfragt.

In meinem Ehrenamt habe ich gelernt, wie gut es ist, mit ganz unterschiedlichen Menschen in einem Team zu arbeiten und welche Chance das vor allem im Bereich Seelsorge bedeuten kann. Alle Erfahrungen, die wir machen, prägen unsere Perspektive und unseren Umgang mit anderen. Es ist eine Chance für diskriminierungssensible Seelsorge, wenn sie von Menschen gestaltet wird, die eigene Erfahrungen mitbringen und reflektieren können. Sie können maßgeblich an Safer Spaces und Empowerment-Räumen mitwirken.

Ich kann Kirche nicht anders als inklusiv denken und doch werden wir diesem Anspruch häufig nicht gerecht. Wie ich in einer potenziellen Gemeinde wahrgenommen werde, kann niemand von oben entscheiden oder beschließen. Aber je mehr Sicherheit ich durch die Struktur bekomme, je weniger Kraft es kostet, Rahmenbedingungen für meine Arbeit zu schaffen und einzufordern, desto mehr Energie bleibt für die Arbeit in der Gemeinde. Ich wünsche mir diese Rückendeckung. Vorurteile und Diskriminierung können nicht über Nacht abgeschafft werden. Aber wir können sie nur gemeinsam abbauen. Dafür müssen Räume und Beteiligungsformen barrierefreier und inklusiver gestaltet werden. Wir brauchen die Vorreiter*innen, die Vorbilder, den Dialog.

Ich weiß nicht, ob ich noch Pfarrerin werden möchte. In den letzten Jahren haben sich neue Möglichkeiten ergeben und ich kann mir verschiedene Wege vorstellen. Was ich weiß, ist, dass

ich es nicht „trotzdem“ tun möchte. Ich möchte nicht „trotzdem“ Pfarrerin werden, trotz meiner Behinderung. Welchen Beruf ich auch wählen werde, ich mache ihn mit meiner Behinderung. Ich mache ihn vermutlich anders als andere und mit den passenden Rahmenbedingungen. Und ich werde ihn gut machen. Das „Trotzdem“ wird mir häufig von außen gespiegelt. Es ist entweder ein anerkennendes, bewunderndes „Trotzdem“ oder ein mitleidiges. Wir begegnen im Arbeitsalltag zu selten Menschen mit Behinderung oder nehmen diese nicht wahr. Das prägt unser Bild. Wir haben keine Vorstellung davon, wie eine Person mit Behinderung X den Beruf Y ausüben kann, weil wir keine Vorbilder haben. Die Vorstellungskraft nicht behinderter Menschen sollte nicht über die berufliche Zukunft behinderter Menschen entscheiden. Menschen mit Behinderung wissen häufig sehr gut, was sie brauchen, um gut arbeiten zu können. Während Studien zeigen, dass sie überdurchschnittlich häufig arbeitslos sind, zeigen sie auch, dass genau diese Menschen durchschnittlich besser qualifiziert sind als arbeitslose Menschen ohne Behinderung.

Ich kann mich noch sehr gut an den Moment erinnern, als mich das erste Mal eine Person überrascht fragte, ob ich trotzdem noch Pfarrerin werden möchte. Ich hatte das zu diesem Zeitpunkt gar nicht hinterfragt. Warum sollte sich etwas an meiner Entscheidung geändert haben? Bis heute stellt die Behinderung meinen Wunsch nicht in Frage. Barrieren hingegen tun es. Ich wünsche mir, dass Fragen der Barrierefreiheit und Zugänglichkeit in Zukunft meine Entscheidung und die vieler anderer nicht mehr beeinflussen werden.